Glänzendes Elend

Erzählung von

Arthur Roehl

(2. Fortsetzung)

Kapitel III.

In Berneuchen hatten Arnold und Mira nur für einen Tag und eine Nacht Aufenthalt genommen. Dann war man gleich nach Süden weitergefahren. In Luzern hielten sie sich zwei Tage, in Zürich drei Tage auf. Er ruderte mit ihr im Mondschein über die von Bergriesen umschlossenen Seen.

Ihr erster Brief in die Heimat floß über von Glück. Sie schrieb von lauschigen Plätzchen auf idyllischen Holzbalkonen, wo sie vor den Fenstern der Gemächer in ihren Hotels Seite an Seite saßen und speisten und tranken, während sich unter ihnen die brausenden Gebirgswässer hinwälzten und um sie die schneebedeckten Gipfel in den Himmel hineinragten.

Er selbst, Arnold Stahl war überrascht und berauscht von Miras Hingebungsfähigkeit. Er kam sich wie ein Mann in einem langen, glücklichen Traum vor, wo Geigen- und Jubelliederklänge überall durch die Luft schwirrten. Er vergaß eine Weile darüber alle seine Erziehungsgelüste, die er mit in die Ehe gebracht; denn so verliebt er auch war, war er nie so blind gewesen, sich zu sagen, daß es an der schönen Tochter des alten niedergegangenen aristokratischen Hauses noch eine Menge zu modeln geben würde, bis sie, wie er es wünschte, in ihre neue Zukunft hineinpaßte.

Allein das hatte noch Zeit, das konnte alles noch später geschehen. Jetzt empfahl es sich, das Glück ohne Nebengedanken zu schlürfen.

Sie fuhren über den Splügen an rauschenden Wassern und grauen zerklüfteten Bergen vorbei, durch kleine Städte mit grellen Fresken an den Wänden hindurch, und wieder hinein in die Tal- und Bergstraßen, bis sie die von Eishöfen umstarrte Paßhöhe erreichten.

Und dann führte Huf- und Rädergeklapper sie wieder hinab.

Zwei acht Tage nach ihrer Hochzeit langten sie in Venedig an, wo sie acht fast überirdisch glückliche Tage verlebten, im Mondschein über den Canale Grande fuhren und die Tauben auf dem Markusplatz fütterten.

Und dann ging's weiter. Sie ritten auf Maulesseln über die Apenninen. Eine Zeitlang versteckten sie sich in einem lieblich zwischen Bergen und Olivenhainen gelegenen Städtchen, wo die Mönche eines sich in der Nähe befindlichen stillen Klosters ihnen, wenn sie verliebt, Hand in Hand daherkamen, neugierig nachspähten.

In Genua, im Hotel Christofero Colombo, trafen sie zum erstenmal mit jemand zusammen, der ihnen oder wenigstens der jungen Frau von der Heimat her bekannt war. Es war ein Herr von Esebeck-Scheel, der früher in dem Wandsbacher-Husarenregiment gestanden, dem Egon Schlick angehörte, der aber jetzt, seit er durch den Tod eines Oheims der Besitzer eines der schönsten Majorate Schleswigs geworden, den Abschied genommen und nur noch seinen Neigungen lebte. Er hatte Mira in Wandsbach kennen gelernt, wo er auf einem der Kasinobälle mit ihr getanzt hatte, und froh erstaunt fuhr er von seinem Sitz auf, als er sie mit Arnold Stahl am Arm in den Table d'hote-Saal eintreten sah. Er war eine beträchtliche Zeit mit seiner ehemaligen Garnison außer Fühlung. Seit Monaten kreuzte er mit der Vergnügungsyacht, die er mit dem Dominium seines Onkels mitgeerbt hatte, auf dem mittelländischen Meer. Daß Egon Schlicks kleine blonde Schwester sich verheiratet hatte, war ihm etwas ganz Neues. Um so eifriger drängte er sich durch das Gewühl der ihre Plätze an der Tafel suchenden Hotelgäste an das junge ihn interessierende Paar heran. Er blieb mit tiefer Verbeugung vor ihnen stehen. Er hatte sich nicht geirrt. Es war wirklich Schlicks Schwester, und wie er mit seinem Kennerblick sah, Schlicks Schwester auf der Hochzeitsreise!

Indes ihren Gatten kannte er nicht. Wer mochte er sein? Er war in allen Salons des High lifes, in den Klubs und auf den Rennplätzen und in der ganzen königlich preußischen Diplomatie zu Hause, indes diese hohe, gebietende, braunbärtige Erscheinung hatte er noch nicht gesehen.

Mira erkannte ihn auf den ersten Blick, wie er in seinem feschen, dunkelblauen Yachttoitüm, das hier an der italienischen Table d'hote keineswegs mauvais ton war, auf sie zugeeilt kam.

„Herr Baron — Baron von Esebeck", rief sie aus. „Sie!"

„Me voila, meine Gnädige," sagte er, wie er die weißgantierte Hand nahm, die sie ihm reichte, sich zu gleicher Zeit mit dem Anstande eines Weltmannes zu dem Kavalier an ihrer Seite verneigend. „Lange eben mit meiner Yacht aus Korsika an und können sich denken — nein, wirklich! — können sich denken, wie ich freudig erstaunt bin —"

Er schwenkte mit der Hand und verneigte sich nochmals tief und eifrig vor Arnold Stahl, dabei selbstbewußt den Kopf zurückwerfend, und mit etwas, wie einem Fanfarenklang in seiner Stimme, ihm seinen tönenden Namen zuwerfend.

„Von Esebeck und von Scheel, Haus Hohenitein," stieß er hervor.

Worauf Miras Gatte sich gleicherweise vorstellte:

„Stahl!"

„Wir befinden uns nämlich auf der Hochzeitsreise, Herr Baron," fuhr Mira dazwischen. „Mein Gatte!" glaubte sie Arnold dem jungen Edelmann nochmals vorstellen zu müssen. „Wir haben vor acht Tagen Hochzeit gehabt, und wollen nun noch bis Neapel hinunter."

„Der Tausend," rief Herr von Esebeck aus, als hätte er die Situation nicht auf der Stelle durchschaut. Er ergriff, um ihr Glück zu wünschen, nochmals ihre Hand und dann schleuderte er mit einer abermaligen Verbeugung zu Stahl, die diesmal offenbar „Ich gratuliere" heißen sollte, hervor:

„Stahl! Stahl! Pot Blick und Wetter! Gewiß! Kenne zwei Stahls! Einen bei den sechsten Dragonern, den andern bei den Kürassieren Markgraf Bayreuth. Vielleicht Vettern — Brüder von Ihnen? Wäre zu famos! Wirklich, beste Freunde von mir."

Und als er aus den Gebärden des jungen Ehepaares entnahm, daß er sich mit seiner Annahme auf falscher Fährte befand, verbesserte er sich:

„Weiß! Weiß schon," sagte er. „Es gibt auch noch ein aus den Ostsee-Provinzen stammendes gräfliches Haus Derer von Stahl. Ein Graf Stahl hat, entsinne ich mich recht, vor Jahren die X.-Brigade in Oldenburg gehabt. Was?"

Er machte es mit allen seiner Anführungen aus dem Gothaischen Kalender der jungen Ehefrau, er konnte gar nicht denken, wie grausam schwer, es ihm einzugestehen, daß das Haus Stahl, in das sie hineingeheiratet hatte, weder mit dem einfachen Adelsgeschlecht noch mit dem gräflichen Haus, auf das er anspielte, irgend welche Gemeinschaft besaß, sondern — es dünkte ihr das in dem Augenblick eine Beschämung, daß sie kaum den Blick zu erheben den Mut fand — überhaupt in keinem Adelskalender auf Unterkunft Anspruch besaß.

Herr von Esebeck, der eine Weile recht verwundert dreinschaute, machte ein ziemlich langes Gesicht.

Aha, die Schlicks waren mit ihrer Tochter in die Rotüre gegangen.

Na ja! dachte er bei sich. An dem „Nötigen" hatte es ja wohl immer gehapert. Im Bett hatten die Schlicks nicht geschwommen — daher!

Indes er war ein Kavalier. Er suchte zu verbergen, was er dachte. Er erkundigte sich sogar angelegentlich nach den Vorzügen des Stahlbräus. Er hatte es noch nicht getrunken. Allein, sagte er, gewiß, sobald er wieder mal in Berlin weilte, dann mußte er's trinken. Er war scharmant. Er erkundigte sich nach dem Baron und der Baronin von Schlick und nach den Herren Brüdern, und dann erzählte er von seinen Reisen.

Plötzlich fragte er sie, wie lange sie sich wohl noch in Genua aufzuhalten gedächten. Weil, fuhr er fort, wenn sie noch den nächsten Tag blieben, er sich die Ehre ausbitten würde, sie auf seiner Yacht zu dem Stapellauf eines Kriegsschiffes fahren zu dürfen, dem er — morgen! — im Arsenale Reale beiwohnen wollte. Die Taufe des Schiffes vollzog ein königlicher Prinz.

Er war froh, Mira versöhnen zu können. Er hatte ihr wehe getan. Das hatte er gemerkt. Und ihr Brauer schien doch sonst ein ganz netter, anständiger Mensch.

„Darf ich auf die Ehre rechnen?" wandte er sich an Mira.

Mira hob ihren fragenden Blick zu Arnold Stahl empor.

„Wenn Du denkst," antwortete dieser.

„Also mit Vergnügen, Herr von Esebeck," stieß sie hervor.

Sehr entzückt war Arnold im Grunde von der Aufforderung nicht. Die Art und Weise, wie er sich eingeführt, hatte ihn einigemaßen gekränkt, indes er fürchtete, den Schlag den sein Selbstbewußtsein gelitten, einzugestehen, hätte er die Einladung von der Hand weisen wollen.

Herr von Esebeck führte sie also am nächsten Morgen in aller Frühe wirklich auf seine Yacht. Sie glitten zwischen einem Wald von Masten und rauschenden Essen düsterer Schiffsungeheuer aus dem Hafen hinaus, und an olivenbekleideten Gestaden vorbei, von wo die Morgenglocken der in dem Grün verborgenen Bergkapellen in den frühen sommerwarmen Herbsttag und auf die blaue Flut hinausklangen. An Ort und Stelle war alles hergerichtet für die Feier. Ein Dutzend italienische Panzer, beflaggt und bewimpelt zur Ehre des Täuflings, hatten sich eingefunden. Die Königlichen Herrschaften waren auch schon zur Stelle und langweilten sich auf ihren rot und goldig drapierten Tribünen fast zu Tode. Das Schiff selbst, ein großes rot und schwarz gestrichenes Ding, sah in seinen Gerüsten wie ein Ungetüm aus. Das Wasser vor dem Arsenal war mit Vergnügungsdampfern bedeckt, jeden Augenblick langten neue Dampfer mit Schaulustigen aus Genua an. Und über dem Ganzen brütete die Herbstsonne mit hochsommerlicher Kraft.

Mira hatte ein einfaches Rohseidenkleid an mit einem Paar frischgeschnittener Rosen an dem Corsage und Arnold Stahl fand, daß sie entzückender als je aussah. Er fand auch, wie sie sich am Arm des Barons über die Yacht hinbewegte, daß ihre Haltung eine elastischere und freimütigere als je an seiner Seite war. Eine Art von unbestimmtem, eifersüchtigem Argwohn beschlich ihn. Er schüttelte sich das unangenehme Gefühl mit Gewalt ab. Das wäre auch noch! Ein Schwarzseher kann Flecke auf dem Sonnenlicht sehen!

Im übrigen war Herr von Esebeck die Aufmerksamkeit selbst auch gegen ihn. Alles, was man sich sagte, bestand natürlich nur aus einer endlosen Reihe konventioneller Banalitäten, indes darin gipfelt doch gerade der Welt Konversation.

Während alles so auf den großen Moment des Stapellaufes wartete und niemand wußte, warum die Zeremonie, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich, sich immer mehr und mehr hinausschob, bekam Herr von Esebeck plötzlich auf seiner Yacht Besuch. Ein paar Mitglieder der deutschen Botschaft in Rom, die eigens für diese Feier aus der Hauptstadt des Landes nach dem Norden gekommen, hatten ihn von ihrem Boot aus erkannt und segelten heran, um ihm ihre Aufwartung zu machen.

Die Herren, die ungeheuer erfreut waren, ihren Freund Esebeck auf dem Wasser zu treffen, wurden natürlich auch dem Brauer und seiner Gemahlin vorgestellt. Es waren einer wie der andere Herren mit gar wohlklingenden Titeln und sei es, daß den Besitzer der Yacht eine Art Höflichkeitsgefühl trieb, sei es, daß es ein „lapsus linguae" war, kurz Herr von Esebeck stellte seine Gäste seinen römischen Freunden als „Herr und Frau von Stahl aus Berlin" vor.

Stahl glaubte das Adelsprädikat, das ihm nicht zustand, deutlich gehört zu haben, und er stand im Begriff, zu protestieren. Er blickte seine Frau an, aber diese machte ein höchst befriedigtes Gesicht, als ob sich alles in Ordnung befände. Er musterte sie eine Weile. Sie zwinkerte ihm zu. Es war, als wollte sie ihm zurufen: Laß nur! War ihr der einfache bürgerliche Name, den er ihr gegeben, vor allen den betitelten Kavalieren am Ende zu wenig? Er biß auf seine Lippe, aber protestierte auch nicht. Er tat, als hätte er nicht gehört, aber er fühlte sich mehr als er es sagen konnte, ungemütlich auf Herrn von Esebecks Yacht.

Er zwirbelte abseits stehend an seinem Bart. Die Verzögerung auf dem Wasser schien ihm eine Ewigkeit zu währen. Aber endlich kam doch Bewegung in das Marinebild vor ihm. Er atmete auf, als er sah, wie die königliche Persönlichkeit, die das Schiff zu taufen hatte, eine Champagnerflasche hochhob, die sie dann mit aller Wucht gegen den Bauch des Täuflings schleuderte. So mußte die Sache doch endlich ein Ende nehmen. Er stand wie auf Kohlen auf der Yacht des Aristokraten.

Vorerst hieß es aber noch aushalten und all den Trubel mit ansehen. Die Menschen, die Höflinge, die Offiziere, die Ehrenjungfrauen klatschten und jauchzten, wie die erlauchte königliche Persönlichkeit den Sekt an das Schiff warf. Auf dem ganzen Wasser hallte das Jubelgeschrei wider. Und dann erschollen Axt- und Hammerschläge, Kommandorufe hallten vom Deck. Ein Beben ging durch das Ungetüm in der Wiege. Das Schiff fing an sich zu bewegen, zu sinken — erst langsam, dann schneller und schneller bis es plötzlich in das klatschende, hoch aufspritzende sprudelnde Wasser hinabkam und Hurrarufe aus tausenden Kehlen die Luft wie unter einem furchtbaren Gewitter-Krach erzittern machten.

Gleich den folgenden Tag fuhr er mit ihr von Genua weiter.

Herrn von Esebeck sahen sie nicht wieder.

Sie verabschiedeten sich schriftlich von ihm.

Als Mira vernahm, was ihn auf der Yacht „so tief gekränkt haben sollte, lachte sie ihn nach Herzenslust aus.

„Die närrische Empfindlichkeit!" sagte sie. „Mir war es," gestand sie, „sogar furchtbar lieb, daß er sich so versprochen hat, Arnold. Oder hättest Du allen den jungen Leuten gleich wieder auftischen sollen, wie tags vorher Herrn von Esebeck-Scheel, daß Du weder zu den preußischen noch zu den russischen Stahls sondern zu den Stahls vom Stahlbräuhof gehörst."

Sie lachte, daß er mitlachte und er suchte sich, was ihn geärgert, aus dem Gedächtnis zu schlagen. Indes um die Seligkeit der ersten Tage schien es geschehen. Der Deckel der Pandorabüchse hatte sich knarrend gelüftet, und immer neue unholde Elemente, die der Stimmung Abbruch taten, strömten heraus. Dazu gesellte sich der unangenehme Umschlag des Wetters. Der Himmel, der so lange wolkenlos gelacht, hüllte sich in düstere Wolken, als ob er ihnen zeigen wollte, daß er ebenso wie im Norden brummen konnte, und diese Witterung übte auch auf sie ihren Einfluß.

Alle Tage durch schlammige, schlackrige Straßen und mit feuchten Schuhen immer wieder durch Kirchen und Museen zu laufen und so oft man zum Fenster hinaussieht, nie ein Anzeichen von Besserung am Himmel zu finden, das kann auch dem geduldigsten Menschen auf die Dauer die Gemütsruhe rauben. Man wird verdrossen und läßt den Kopf hängen. Sie fingen an, sich Gesichter zu zeigen, wie sie, so lange sie sich kannten, so noch nicht von einander gesehen. Es gab Stunden, wo sie sich aus dem Schlackerwetter des Südens nach dem Schlackerwetter der Heimat sehnten, wo man zum wenigsten in seinen vier Pfählen seine Bequemlichkeiten besaß. Ja, wer weiß, ob nicht in diesen unmutigen Stunden manch vages, sträfliches Sehnen nach den Dingen, wie sie früher gewesen, ehe man sich unlöslich aneinandergekettet, durch ihre Brust zog. Aber derlei Gedanken hätten sie sich natürlich nimmermehr einzugestehen gewagt.

Sie waren an fünf Wochen unterwegs, als sie nach allen den Kreuz- und Querwanderungen durch Kirchen und Museen und klassische Städte in Sorrent anlangten. Es war eine kleine köstliche, orangenumduftete Villa, wo sie Wohnung nahmen. Soweit man blicken konnte, Gärten und übergütige Natur und das glitzernde saphirne Meer tief unten hinter den senkrecht in das Wasser fallenden Klippen. Zwischen den Palmen nistende Vögel und um die Giebel der Häuser jubilierende Schwalben. Aber nachdem sie in dem Paradiese zwei, drei Tage geweilt, fanden sie auch hier den Tag von Morgen bis Abend kaum zu ertragen lang. Eine innere Leere, die sich von Tag zu Tag fühlbarer bei ihnen machte, nahm ihnen die Ruhe.

Eines Tages trat sie in eine kleine an einer Wegseite stehende Kirche. Sie war allein. Sie hatte mit ihrem Gatten nach dem Strand gehen wollen, als dieser dicht vor der Kirche gemerkt, daß er etwas in dem Salon des Hotels, wo sie wohnten, zurückgelassen. Es war ein Notizbuch, das er vor den indiskreten Augen der Diener nicht herumliegen lassen mochte.

„Ich werde rasch zurückgehen," sagte er. „Wart ein Weilchen auf mich in dem Schatten der Kirche. Ich bin gleich wieder da."

Das Haus lag keine drei Minuten zurück. Indes einem Wartenden kann eine Minute lang werden, und Frau Mira war auch gerade nicht die Geduldigste. Sie stand eine Weile vor den Stufen des Gotteshauses, den roten Sonnenschirm über ihre blonden Locken gespannt, endlich trat sie, wie sie das Portal der Kirche offen sah, ein. Es war nur eine kleine einfache Kirche mit einem Boden aus weißen Ziegeln und ein paar wenigen Reihen von Bänken und Strohstühlen darauf. Aber das Chor war ein Prachtwerk. Es lag hinten im Dunkel. Das durch die bunten Fensterscheiben fallende Licht erfüllte den Raum mit einer milden, goldnen Glorie, daß der Altar und die Orgel dahinter wie zu einer anderen Welt gehörig aussahen.

Als Mira eintrat, sah sie, daß sie allein war, nur ganz hinten in dem Gotteshause bewegte sich ein schlurfender Tritt auf die Orgel zu. Es war ein Mann, der sich an das Instrument setzte, den Kopf neigte und die Hand hob, unter der plötzlich eine gar sehnsuchtsvolle Melodie hervorklang, die wie der Schrei aus einer bedrückten Seele nach Freiheit und Licht klang.

Sie trat auf den Zehen vor, nahm einen Stuhl, drehte ihn um, kniete nieder und verbarg ihr Gesicht.

Als Arnold Stahl, der wohl in dem Hotel nicht so schnell gefunden, was er suchte, zurückkam und Mira nicht sah, wo er sie verlassen hatte, trat auch er, gleich richtig errätend, wo sie geblieben war, in das Kirchen-Innere ein. Als er den Friesvorhang hob, sah er sie an dem Stuhl, an dem sie kniete, weinen. Die bitteren Tränen tröpfelten auf ihre weißen Finger und das ganze Leben in ihr schien von Sorgen erschüttert.

Erschrocken stand er einen Augenblick wie eine Bildsäule da. Er trat an sie heran. „Mira!" stieß er hervor.

Sie drehte sich bei seinem Rufe um.

Sie wischte sich die Tränen von den Augen und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ach Du," sagte sie, mit einem Ton, als ob sie rasch noch ein paar letzte Tränen hinunterschlucken wollte. „Du, Du bist es."

„Es hat allerdings etwas länger gedauert," lispelte er. „Ich dachte mir, daß Dir das Warten draußen unerträglich geworden."

„Ja, unerträglich," wiederholte sie, wie sie sich langsam erhob. „Aber nun gehen wir weiter."

Er gab ihr seinen Arm und führte sie aus der Kirche heraus. Er überlog ein paarmal mit raschem, ängstlich musterndem Seitenblick ihr Gesicht. Aber er suchte vergebens in den jugendlichen Zügen zu lesen. Ihre Wangen waren frisch und bleich. Keine Hitze, keine Kälte konnte ihrer weißen Haut etwas anhaben, ihr lockiges Haar war so dicht und ihr Auge wieder so hell —

(Fortsetzung folgt)

Eine Gefahr für alle.

Bekam eine Hautkrankheit an den Händen!

Hautkrankheit bedroht uns täglich. Unsichtbare Keime, die Blutvergiftung, Ausschlag usw. verursachen, warten darauf, die geringste Verletzung zu infizieren. Das Geld, das Sie anfassen, trägt Keime; Sie bekommen sie durch die Griffe, Geländer und Riemen der Züge und Straßenbahnen und auf mannigfache andere Art.

Nur durch Zam-Buk ist Herr Henry C. Davis, South 17th Street, Kansas City, U.S.A., eben einer schlimmen Hautkrankheit entgangen, die er sich, wie er meint, durch für allgemeinen Gebrauch bestimmte Handtücher zuzog.

„Auf ärztlichen Rat", sagt er, „versuchte ich alle Arten sogenannter Ausschlag-Heilmittel, ohne die erhoffte Hilfe zu finden. Die Zam-Buk-Behandlung hatte bald Erfolg. Sie beseitigte den schmerzhaften Reiz und reinigte und heilte die tiefen, lästigen Wunden."

Sauerkraut wieder zu Ehren gekommen.

Das deutsche Sauerkraut, das während des Weltkrieges „Liberty Cabbage" genannt werden mußte, erfreut sich nun wieder unter seinem alten Namen großer Beliebtheit bei allen Amerikanern, mit oder ohne Bindestrich. Im letzten Jahre wurden in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 250,000 Tonnen Krautköpfe in Sauerkraut verwandelt und brachten den Fabrikanten und Farmern $3,500,000 ein.

Schnell

Wenn Sie Geld heimschicken wollen, können Sie es tun durch die

CANADIAN NATIONAL EXPRESS

auf die folgenden Weisen:

Schnell, per Post.

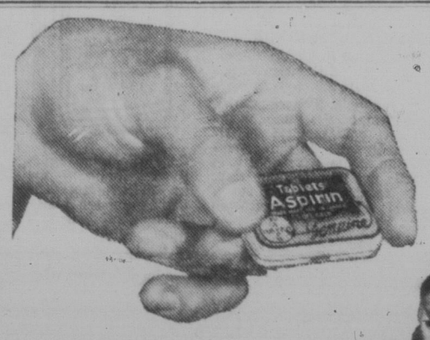
Schneller, per Radio, wobei Sie von 10 bis 12 Tage sparen.

Am schnellsten, per Kabel. Das Geld wird dann am zweiten oder dritten Tage ausgezahlt, nachdem es Montreal verlassen hat.

Wie und wann Sie es auch schicken, wir verschaffen Ihnen immer eine unterschriebene Quittung von der Person, an welche das Geld adressiert war und wir liefern die Quittung an Sie oder an die Office, an welche Sie Ihr Geld geschickt hatten.

Ihr nächster Stations-Agent an der Canadian National Railway kann das Geld auf irgend eine der oben angegebenen Art und Weisen schicken. Fragen Sie um Auskunft oder schreiben Sie an:

W. H. BRYCE, Manager
Money Order Dept.
Canadian National Express,
355 McGill Street, Montreal.



Verhinderuder Schmerz!

Der Mann, der sein Automobil nicht eine halbe Meile fahren würde, wenn etwas nicht damit in Ordnung ist, gebraucht oftmals sein Gehirn den ganzen Tag, mit einem Kopf in dem es hämmert.

So eine Strafe ist nicht gut für die Nerven! Es ist unweise, und unnötig. Da ein oder zwei Tabletten Aspirin die Kopfschmerzen jedesmal lindern. So erinnern Sie sich an das angenommene Gegenmittel für Schmerzen, und ersparen Sie sich viel unnötiges Leiden. Lesen Sie die Gebrauchsanweisungen und Sie werden viele wertvolle Entdeckungen für Gebrauch der Tabletten finden. Für Kopfschmerzen, Erkältungen zu hemmen, um einen zu heilen und die Ansteckungsgefahr zu verringern, um Neuralgie, Neuritis und rheumatische Schmerzen zu lindern.

Leute wunderten manchmal, ob Aspirin nicht schädlich sei. Doktoren haben diese Frage schon seit Jahren beantwortet. Es ist nicht. Manche Leute wundern immer noch, ob es auch richtig Schmerzen lindert. Das ist festgestellt! Weil Millionen von Männern und Frauen haben es empfunden daß es tut. Um die Ursachen irgend eines Schmerzen zu kurieren, müssen Sie Ihren Arzt zu rate ziehen; aber Sie können sich immer an die Aspirin Tabletten wenden für sofortige Linderung.

BAYER ASPIRIN

Marque de Fabrique Enregistrée

Deutsche Katholiken!

Die Einwanderungs-Abteilung des Volksvereins Deutsch-Canadischer Katholiken (V.D.C.K) stellt ihre Dienste für alle Einwanderungs-Angelegenheiten zur Verfügung.

Die Einwanderungs-Abteilung des V.D.C.K. arbeitet in engster Verbindung mit sämtlichen kirchlichen Behörden im Westen Canadas.

Sie besorgt **kostenlos** alle notwendigen Papiere, vermittelt Schiffskarten von und nach Europa.

Besondere Aufgabe der Einwanderungs-Abteilung der V.D.C.K.:

Vermittlung von Kredit für Schiffskarten zu günstigen Bedingungen.

Alle Auskünfte werden **kostenlos** erteilt.

Wenn Sie Farmarbeiter, Dienstmädchen brauchen, wenn Sie Verwandte und Freunde kommen lassen, oder selbst in die Heimat reisen wollen, so wenden Sie sich an unsere Vertrauensleute, oder direkt an die:

Einwanderungs-Abteilung des Volksvereins Deutsch-Canadischer Katholiken
(V.D.C.K.)

460 Main Street Winnipeg, Man.